

Sozialistisch behaut & bekunstet?

Zur Botschaft und Sozialgeschichte des Hochschulbaus in der DDR

Monika Gibas / Peer Pasternack

1.

Sozialistische Architektur: das Ringen um einen Begriff davon

Der uralte Traum von Sozialutopisten, wonach die Ausbildung eines idealen Menschen vornehmlich durch eine ideale Gestaltung der menschlichen Lebensumwelt befördert werden könne, wurde auch im nun ausgehenden 20. Jahrhundert geträumt. Solche Vorstellungen bezogen sich nicht allein auf den Umgang der Menschen miteinander, also auf die inhaltliche, die politische und soziale Ausgestaltung des menschlichen Lebensraumes, sondern auch auf seine äußere, seine raumästhetische Gestaltung. Eine ideale Architektur, eine ideal *gebaute* Lebensumwelt im eigentlichen Sinne des Wortes, spielte in solchen Überlegungen keine geringe Rolle. Dabei richteten sich die Vorstellungen nicht nur auf eine sozialhygienisch und ästhetisch angemessene Befriedigung der unmittelbaren, persönlichen Behausungsbedürfnisse der Bevölkerungen, sondern immer auch auf die Schaffung von Gemeinschaftsbauten, von 'Häusern für das Volk'. Diese sollten funktional und also brauchbar für die kulturellen und politischen Begegnungsbedürfnisse von Massen sein, doch darüber hinaus auch eine Botschaft vermitteln: die Botschaft von der idealen menschlichen Gemeinschaft.

Nach dem ersten Weltkrieg waren es die Architekten des "Gläsernen Kreises" um Bruno Taut, die, inspiriert von den proletarischen Revolutionen in Rußland und Deutschland, über die Schaffung von "Kathedralen des Sozialismus" nachdachten. In ihren Entwürfen drückte sich eine "Sehnsucht nach einprägsamen Großbauten mit einer reicheren sozialen und kulturellen Bedeutung" aus, "die im Blick auf solche 'Bauten der

Gemeinschaft’ auch Identifikationen mit den sie tragenden Gemeinwesen vermitteln sollten.”¹ Ebenso setzten die Protagonisten des “Neuen Bauens” der zwanziger Jahre neben sozialem Wohnungsbau, der zur Sicherung des Existenzminimums beitragen sollte, auf monumentale Bauten der Gemeinschaft und sahen Baukunst nicht zuletzt auch als ein Mittel der Volkserziehung.

In der DDR war, wie in allen sich als sozialistische Gemeinwesen definierenden Gesellschaften des 20. Jahrhunderts, dieser Aspekt von Architektur – zumindest vom theoretischen Anspruch her – ein zentraler.² Die Bauten der neuen Gesellschaft sollten das intendierte Ziel – eine Gesellschaft für das ‘einfache Volk’ zu gestalten – nicht nur durch ihre Funktion als Behausungen fürs Volk ganz praktisch *untermauern*. Vielmehr sollten sie dieses Anliegen als entzifferbare *architektonische Botschaft* idealiter auch *kommunizieren* und so ihren Teil zur repräsentativen Gestaltung der neuen Gesellschaft und zur Erziehung des ‘Neuen Menschen’ beitragen.

“Die künstlerisch-ideologische Aufgabe von Städtebau und Architektur im Sozialismus” bestehe darin, so wurde aus Anlaß einer theoretischen Konferenz zum Bauen in der DDR 1960 formuliert, “daß in ihren Werken, ausgehend von der Einheit der Zweckmäßigkeit und der Schönheit in umfassendem Sinne, die Ideen und Vorstellungen der sozialistischen Gesellschaft widergespiegelt werden.”³

Solche Ziele waren bereits im Frühjahr 1951 gesetzt worden, als die politischen Funktionäre im Ministerium für Aufbau eine Propagandakampagne zum “Kampf um eine neue deutsche Baukunst” initiiert hatten. Diese stand ganz im Zeichen einer offensiven Auseinandersetzung mit dem westdeutschen Staat und dessen neuem, an der internationalen Mo-

¹ Werner Durth/Jörn Düwel/Niels Gutschow: Architektur und Städtebau der DDR. Band 2: Aufbau. Städte, Themen, Dokumente, Frankfurt a.M./New York 1998, S. 21ff.

² Als neuere Literatur, die zur DDR-Architektur und -Stadtplanung übergreifende Bilanzierungen versucht, liegt vor: Thomas Hoscislawski: Bauen zwischen Macht und Ohnmacht. Architektur und Städtebau in der DDR, Berlin 1991; Jörn Düwel: Baukunst voran! Architektur und Stadtplanung in der SBZ/DDR, Berlin 1995; Werner Durth/Jörn Düwel/Niels Gutschow: Architektur und Städtebau der DDR, 2 Bde., Frankfurt a.M. 1998; Bruno Flierl: Gebaute DDR. Über Stadtplaner, Architekten und die Macht. Kritische Reflexionen 1990-1997, Berlin 1998; Holger Barth (Hg.): Projekt Sozialistische Stadt. Beiträge zur Bau- und Planungsgeschichte der DDR, Berlin 1998.

³ zit. bei Werner Durth et al., a.a.O., S. 80.

derne orientierten Baustil. Als zentrales Ziel der baukünstlerischen Anstrengungen in der DDR galt eine originäre Architektur für das erste deutsche Gemeinwesen, das sich in Richtung eines staatlich organisierten und dominierten Sozialismus zu entwickeln anschickte. Zunächst setzte man – streng ausgerichtet am sowjetischen Vorbild⁴ – auf die großen nationalen Bautraditionen des 19. Jahrhunderts. Schinkelsche Baukunst wurde zum orientierungsgebenden Muster – nicht nur für repräsentative öffentliche Gebäude, sondern auch für den Wohnungsbau. Angesagt war damit eine handwerklich aufwendige Architektur in “schöpferischer Weiterentwicklung des nationalen Bauerbes”, bei der viel Wert auf das architektonisch-künstlerische Detail gelegt wurde. “Monumentale Bauten im Stilkleid des Klassizismus (sollten) von vergangener und kommender Größe einer Baukunst künden, die mit überhistorischer Geltung auch in Deutschland die Glücksversprechen des Sozialismus bestätigen würde.”⁵

Das von Hermann Henselmann, Leiter einer Meisterwerkstatt der Bauakademie und Direktor des Instituts für Theorie und Geschichte der Baukunst, 1951 entworfene, unterdessen berühmte ‘Wohnhochhaus an der Weberwiese’⁶ wurde für einige Jahre zum anerkannten Maßstab solcher politisch gewünschter Architektur. Normative Vorgabe bis etwa Mitte der fünfziger Jahre war damit für Architekten in der DDR das Bemühen um die Verwirklichung einer Dialektik von sozialem Inhalt und nationaler – was hier meinte: *sozialistischer* – deutscher Form. Daß ein solches, eher allgemein formuliertes Ziel nicht leicht in architektonische Entwürfe zu

⁴ Vgl. zum Hintergrund Andreas Schätzke: Zwischen Bauhaus und Stalinallee. Architekturdiskussion im östlichen Deutschland 1945-1955, Braunschweig/Wiesbaden 1991; Herbert Nicolaus/Simone Hain/Karl D. Keim: Reise nach Moskau. Quellenedition zur neueren Planungsgeschichte, Berlin 1997.

⁵ Werner Durth et al., a.a.O., S. 41.

⁶ Vgl. ausführlicher Jörn Düwel: Der Erstling: Zur Baugeschichte der Weberwiese in Berlin, in: ders., Baukunst voran!, a.a.O., S. 135-151. Zu Henselmann im Hochschulbau vgl. die Beiträge von Thomas Topfstedt: Vom “Weisheitszahn” zum Werbesymbol. Der Leipziger Universitätsturm im Wandel seiner Bewertung, und Gabriele Wiesemann: Die Hochschule für Landwirtschaft in Neubrandenburg. Eine neoexpressionistische Architekturphantasie von Hermann Henselmann, in diesem Band; desweiteren ist auf Untersuchungen zum Universitätsturm der Friedrich-Schiller-Universität Jena zu verweisen – dieser Turm geht gleichfalls auf Henselmann-Entwürfe zurück, war ursprünglich zwar als Forschungsgebäude für Carl Zeiss Jena projektiert, dann aber zum Universitätshochhaus umgewidmet worden: vgl. Michael Diers et al. (Hg.): Der Turm zu Jena. Architektur und Zeichen, Jena 1999.

übersetzten war, davon zeugen die Debatten in den folgenden Jahren. Im Mai 1953 bilanzierte das Ministerium für Aufbau, die Bemühungen darum seien “steckengeblieben”, und schlußfolgerte, es müsse weiter darüber nachgedacht werden, was sozialistischer Realismus in der Architektur sei.⁷

Zu einem praktisch relevanten Ergebnis kam man bei diesen Überlegungen allerdings nicht: Die Auffassung, wonach sozialistische Architektur nicht nur sozial, sondern auch ihrer ästhetischen Erscheinung nach spezifisch sein, also ein künstlerisch anspruchsvoller, originär *sozialistischer Architekturstil* entwickelt werden müsse – diese Auffassung wurde im April 1955 durch die erste Baukonferenz der DDR faktisch ad acta gelegt. Die neue Losung – erneut orientiert an der aktuellen sowjetischen Architekturdiskussion, nun nach dem Tode Stalins, aber mehr noch an DDR-eigenen ökonomischen Zwängen – hieß jetzt: “Besser, schneller und billiger bauen!” Die damit verbundene ästhetische Wende war vor allem einem Umstand geschuldet: ein Bauen im Stile aufwendig gestalteter Monumentalarchitektur ließ sich als durchgängige städtebauliche Praxis für die DDR ökonomisch nicht realisieren. Jetzt ging es um Typisierung, um eine Wende zur “radikalen Standardisierung”.

Diese Typisierung setzte sich spätestens mit Beginn der sechziger Jahre im Zuge der Einstellung auf die wissenschaftlich-technische Revolution und der Orientierung an den Erfordernissen industriellen Bauens in der DDR voll durch. Das alte Konzept, das auf “Schönheit, Monumentalität, Bequemlichkeit und Tradition” insistierte, wurde aufgegeben zugunsten eines Konzeptes moderner, rationalen Kriterien der Verbindung von ökonomisch-technologischen Möglichkeiten und sozialen Funktionen verpflichteter Architektur. Es ging nun nicht mehr um “sozialistische deutsche Baukunst”; neues Ziel war vielmehr, das DDR-Bauwesen an das “Weltniveau” heranzuführen, was vor allem schnelles, solides Bauen in ansprechender Ästhetik meinte.⁸ Es war dies wohl auch ein erstes indirektes Eingeständnis der Vergeblichkeit der Suche nach einem spezifisch deutsch-sozialistischen Architekturstil, an der sich schließlich vier Künstler-, Architekten- und Architekturtheoretikergenerationen “entweder apo-

⁷ Vgl. Werner Durth et al., a.a.O., S. 123.

⁸ Ebd., S. 79.

logetisch oder im Ringen um den Versuch, mit Kunst gesellschaftsverändernd zu wirken“, beteiligt hatten.⁹

“Die in den 50er Jahren in sozialistischen Ländern – auch in der DDR – vertretene Auffassung, wonach die sozialistische Entwicklung der Architektur nicht nur sozial, sondern auch phänomenal zu einer spezifischen ‘sozialistischen Architektur’, zu einem ‘sozialistischen Architekturstil’ führen können¹⁰, haben¹¹ sich theoretisch als falsch und praktisch als unbrauchbar erwiesen“, wurde denn auch 1987 im Rahmen eines repräsentativen Kunstlexikons der DDR bilanziert. “Das primäre Kriterium einer dem Sozialismus – als erster Stufe des Kommunismus – adäquaten Architektur ist nicht ihre zum Stil gewordene Form“, hieß es jetzt. Vielmehr hänge der soziale Wert von Architektur von der Wertung ihrer Eigenschaften im sozialen Gebrauch der Menschen ab.¹²

2.

Spiegelungen der Debatten und Experimente: DDR-Hochschulbau als sozialistische Architektur

Auch die Behausungen der Hochschulen waren und sind nie nur funktionsgebundene Unterbringungsorte, hier für Forschung und Lehre. Sie sind als architektonische Objekte zugleich Zeichen, Repräsentationsobjekte ihrer Betreiber. Gilt dies für öffentliche Gebäude generell,¹³ so tritt in der

⁹ Peter Guth: Wände der Verheißung. Zur Geschichte der architekturbezogenen Kunst in der DDR, Leipzig 1995, S. 8.

¹⁰ lies: kann

¹¹ lies: hat

¹² Lexikon der Kunst, Architektur, bildenden Kunst, Angewandten Kunst, Industrieformgestaltung, Kunsttheorie, 7 Bde., Leipzig 1987 bis 1994, Stichwort “Architektur”, in: Bd. 1, Leipzig 1987, S. 243/244.

¹³ Zur DDR-Architektur öffentlicher Gebäude und Gebäudeensembles liegen folgende neuere Veröffentlichungen vor: Thomas Topfstedt: Oper Leipzig. Das Gebäude, Leipzig 1993; Tilo Köhler: Die Stalinallee, Berlin 1993; Herbert Nicolaus/Alexander Obeth: Die Stalinallee. Geschichte einer deutschen Straße, Berlin 1997; Helmut Engel/Wolfgang Ribbe (Hg.): Karl-Marx-Allee. Magistrale in Berlin, Berlin 1996; Paulhans Peters: Eine Zukunft für die Karl-Marx-Allee, Hamburg 1997; Simone Hain: Archäologie und Aneignung. Ideen, Pläne und Stadtfigurationen. Aufsätze zur Ostberliner Stadtentwicklung nach 1945, Erkner b. Berlin 1996; Irma Leinauer: Das Außenministerium der DDR. Ge-

Hochschularchitektur doch eines noch hinzu: Als Orte der Bewahrung überkommenen Wissens, der darauf gründenden Wissenschaftsentwicklung wie der Wissensvermittlung an junge Menschen gelten die Hochschulen als Innovationsagenturen der Gesellschaften schlechthin. In dem Zusammengang von Traditionsbindung, intendierter resp. faktischer Elitenproduktion, Infragestellung und Zukunftsoffenheit ergeben sich widersprüchliche Anforderungen. Diese sollen in der baulichen Form symbolischen Ausdruck finden. Bauen erfordert also auch hier immer den Kompromiß zwischen Symbolik, Funktionalität und Ästhetik.

”Die DDR ist ein einziges riesiges Fortbildungsinstitut”, bemerkte der Chefredakteur der *Zeit*, Theo Sommer, als er 1986 mit großem Stab die DDR bereiste.¹⁴ Die DDR war aber auch eine riesige Baustelle.¹⁵ Welche Zusammenhänge gab es zwischen diesen beiden Umständen?

Bereits in den 50er Jahren war eine Fülle von Hoch- und Fachschulneubauten oder -wiederaufbauten entstanden:

- die Hochschule für Planökonomie in Berlin-Karlshorst;
- der Schwerpunkt ”Hochschulstadt Dresden” mit Neubauten für die Hochschulen für Verkehr und Eisenbahnwesen, TU-Institute für Thermodynamik, Maschinenbau, Schwachstromtechnik und Strömungsmaschinen, die Fakultät für Pädagogik und Kulturwissenschaften, die Palucca-Schule, die Institute für Landtechnik, für Textilchemie und für Fördertechnik, die Medizinische Akademie, die Institute für Arbeitsökonomik und für Maschinenbau, die Fachschule für Gartenbau in Pillnitz, die Arbeiter- und Bau-

schichte eines politischen Bauwerkes, Berlin 1996; Thomas Ruben/Bernd Wagner (Hg.): Kulturhäuser in Brandenburg. Eine Bestandsaufnahme, Potsdam 1994; Simone Hain/Stephan Stroux: Die Salons der Sozialisten. Kulturhäuser in der DDR. Mit einem Foto-Essay von Michael Schroedter, Berlin 1996; Ulrich Hartung: Arbeiter- und Bauerntempel. DDR-Kulturhäuser der fünfziger Jahre – ein architekturhistorisches Kompendium, Berlin 1996; Hermann Henselmann: ”Ich habe Vorschläge gemacht”, hrsg. von Wolfgang Schäche, Berlin 1995; Peter Guth: Wände der Verheißung. Zur Geschichte der architekturbezogenen Kunst in der DDR, Leipzig 1995. – Für zahlreiche weitere Publikationen zu DDR-Architektur und -Stadtplanung, insbesondere zum an dieser Stelle weniger interessierenden Wohnungsbau, sei auf die Bibliographie ”Auswahl deutschsprachiger Veröffentlichungen zur Bau- und Planungsgeschichte der DDR ab 1989” verwiesen, in: Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung IRS (Hg.), Im Dickicht der Archive. Forschungs- und Sammlungsarbeit zur Bau- und Planungsgeschichte der DDR, Erkner b. Berlin 1997, S. 129-139.

¹⁴ Theo Sommer: Am Staate mäkeln, doch ihn ertragen, in: *Die Zeit* 26/20.6.1986, S. 9-13, hier 11.

¹⁵ Ebd.

- ernfakultät mit Wohnheimen und Mensen; in Bautzen die Ingenieurschule für Fördertechnik;
- in der Universitätsstadt Leipzig der Neubau des Campus der Hochschule für Körperkultur (DHfK), das Institut für Sportmedizin, das Zentralinstitut für Isotopen- und Strahlenforschung, das Physiologische, Pharmakologische, Anatomische, Chemische und das Physikalische Institut;
 - in Schwerin das Institut für Lehrerbildung Paulshöhe und das Institut für sozialistische Landwirtschaft;
 - in Ilmenau die Hochschule für Elektrotechnik;
 - an den Universitäten Rostock und Greifswald eine Schiffsbautechnische Fakultät, das Großkulturchemische Institut, das Hygieneinstitut, Institute für Mineralogie, Geologie, Pharmazie, Agrobiologie, Geographie, Mikrobiologie und Organische Chemie;
 - sodann zahlreiche Lehrerbildungsinstitute im ganzen Land, darunter der Komplex in Erfurt, Neubauten in Halle-Kröllwitz, Siebenlehn bei Meißen und die Pädagogische Hochschule in Güstrow;
 - die Akademiestadt Freiberg als Zentrum der Montanwissenschaften mit Neubauten für das Chemische Institut, die Institute für Berg- und Hüttenkunde und für Erzaufarbeitung sowie Studentenwohnheimen;
 - desweiteren die Hochschule für Maschinenbau Chemnitz und das dortige Institut für Physik, die Bauingenieurschule Cottbus, die Fachschule für Landtechnik in Nordhausen und die Finanzfachschule in Gotha;
 - der Ausbau des Universitäts- und Akademiestandortes Jena mit den Instituten für Chemie, Geologie, Physik sowie für Physiologische Chemie und Pharmakologie, die Akademieinstitute für Mikrobiologie und experimentelle Therapie, für Bodendynamik und Erdbebenforschung sowie für magnetische Werkstoffe;
 - schließlich die Technische Hochschule für Chemie Leuna-Merseburg.¹⁶

Erkennbar ist, daß dieses Bauen strukturpolitischen Schwerpunktsetzungen folgte: insbesondere die Fachrichtungen Wirtschaft und Ingenieurwesen wurden favorisiert. Das kann kaum verwundern: Den Kommunisten war nach der Aufteilung Deutschlands mit dem Ostteil ein allein nicht existenzfähiger Wirtschaftsraum zugefallen. In diesen mußten ganze Industrien, Verkehrsstrukturen und produktionsorientierte Dienstleistungsstandorte eingepflanzt werden. An der Abfolge und regionalen Verteilung der innerhalb eines einzigen Jahrzehnts neugeschaffenen und nach Kriegszerstörungen wieder aufgebauten Hoch- und Fachschuleinrichtungen läßt sich die wirtschaftliche Schwerpunktbildung erkennen.

¹⁶ Wir danken Simone Hain, Berlin, die uns diese Zusammenstellung zur Verfügung gestellt hat.

Verbunden waren mit diesen Projekten immer auch weitergehende städtebauliche Projekte: Wohngebiete für Lehrkräfte, Studenten und Absolventen. Damit gelangen diejenigen in den Blick, welche die neuen Bauten bevölkerten. Die Expansion des Hoch- und Fachschulwesens in der DDR hatte die Grundlage geschaffen für einen massenhaften sozialen Aufstieg aus den zuvor von höherer Bildung weitgehend ausgeschlossenen Schichten. Sich qualifizieren, so die Grunderfahrung vieler DDR-Bürger, vor allem solcher aus der ersten Aufbaugeneration, bringt persönliche Aufstiegschancen mit sich. Dem zugrundeliegenden politischen Willen entsprach es, daß dieses Massenerlebnis mit der weniger erfreulichen Erfahrung sozialer Auslese beim Hochschulzugang verbunden war. Als Theo Sommer 1986 die DDR als Fortbildungsinstitut identifizierte, stammten 77 Prozent der Studierenden aus Elternhäusern, in denen der Vater einen niedrigeren Bildungsstatus hatte als sein studierendes Kind. Und diejenigen, die den Aufstieg schon hinter sich hatten, unterschieden sich, so Sommer, von westdeutschen Politikern und Spitzenbeamten vor allem dadurch, daß sie viel mehr wie Technokraten redeten: "Jeder Parteifunktionär ein Wohnungsbaupolizist, jeder Ratsvorsitzende ein Rationalisierungsfachmann. Nicht mehr die stalinistischen Sozialingenieure sind am Schalthebel, die den alten Adam in der Fabrik des neuen Menschen umkrepeln wollen, sondern die Diplomingenieure."¹⁷

Waren die DDR-Hochschulbauten nun dementsprechend steingewordene Variationen über das Thema 'Arbeiterklasse und Intelligenz'? Symbole der als Produktivkraft definierten Wissenschaft? Fanden sich in ihnen Spuren einer Erkennbarkeit als originär sozialistische Bauwerke?

"In der Form national, im Inhalt demokratisch!": Um die Einlösung dieser in den frühen fünfziger Jahren erhobenen Forderung der politischen Führung und der damals führenden Architekten an das DDR-Bauwesen hat man sich auch im Hochschulbau durchaus bemüht¹⁸ – wobei "demokratisch" selbstredend nicht im Sinne des politischen Liberalismus gemeint war, sondern die gesellschaftliche Aneignung gesellschaftlich er-

¹⁷ Theo Sommer, a.a.O.

¹⁸ Siehe dazu den Beitrag von Ulrich Hartung: Hochschulbauten der DDR in den fünfziger Jahren, in diesem Band; vgl. auch Claudia Nowak/Matthias Lienert: Abriß der baulichen Entwicklung der TH/TU Dresden, in: Matthias Lienert/Achim Mehlhorn (Hg.), Geschichte der Technischen Universität Dresden in Dokumenten, Bildern und Erinnerungen, Bd. 3: Zur Wissenschaft in Dresden nach 1945, Dresden o.J. (1997), S. 29-41.

zeugten Reichtums meinte. Auf der inhaltlichen Ebene war eine solche Option unter den Bedingungen einer staatlich gesicherten kulturellen Hegemonie politischer Eliten, die dem Marxismus-Leninismus als ideologischer Basistheorie anhängen, auch relativ problemlos umsetzbar: Hochschulen waren in der DDR von Beginn an definiert als Stätten *sozialistischer* Bildung und Erziehung. Das bedeutete nicht nur, in der Ausbildung der Studierenden auf strikte weltanschaulich-theoretische Orientierung an der Staatsdoktrin des Marxismus-Leninismus zu achten. Bezogen auf die Rekonstruktion vorhandener und die Konzipierung neuer Hochschulbauten bedeutete diese Zielstellung auch, räumlich und ästhetisch die neuen, als sozialistisch intendierten Bildungsvorstellungen, also das *kollektive* Lehren, Forschen, Lernen und Leben, zu präferieren.

3.

Funktionalität der DDR-Hochschulbauten: ablaufeffizient und sozialintegrativ

3.1. Campus-Anlagen

Der staatgewordene Sozialismus war ein kollektivistisches Projekt. Das spiegelte sich auch in den Hochschulbauten der DDR. Abgesehen von einigen vorrangig semiotischen Manifestationen wie dem Leipziger Universitätsturm¹⁹ läßt sich über die meisten in der DDR realisierten Hochschulkomplexe sagen, daß sie baulich sozialintegrativ angelegt waren. Das verband sich mit der Intention, einen ablaufeffizienten Hochschulbetrieb zu ermöglichen. Kurze Wege durch Konzentration und Kombination von Funktionen, also das Neben- und Ineinander von Institutsräumlichkeiten, Laboren und Ateliers, Vorlesungssälen und Seminarräumen, Bibliotheken sowie Mensen, schließlich die Vermittlung von Studium und Freizeit durch Einbeziehung von Studentenklubs, Wohnheimen und Sportstätten: dies kennzeichnete die Campus-Projekte wie etwa die Hochschule für Elektrotechnik (dann TH) Ilmenau, den Ausbau der PH Güstrow, die TH-Anlagen in Merseburg und Zwickau oder das Bildungszentrum in Cottbus.

¹⁹ Vgl. Thomas Topfstedt: Vom "Weisheitszahn" zum Werbesymbol. Der Leipziger Universitätsturm im Wandel seiner Bewertung, in diesem Band.

Die bauliche Zusammenführung der diversen Funktionsbereiche bediente unterschiedliche Wünsche. Die Funktionsverdichtung an einem Ort sollte der Vereinzelung des studierenden, lehrenden und forschenden Individuums entgegenwirken und das kollektive Arbeiten – heute spräche man von Teamwork – befördern. Hier stand einerseits die Erwartung Pate, intersubjektiver Austausch rege kreative Prozesse an. Andererseits korrespondierte es mit der prinzipiell individualismuskritischen Gesellschaftsdoktrin; diese Doktrin konnte auch von bildungstheoretischen Auffassungen über die Notwendigkeit der Förderung individuellen Schöpfungstums, wie sie seit den siebziger Jahren von einer wachsenden Zahl von DDR-Wissenschaftlern (und in deren Gefolge auch einigen Funktionären) vertreten wurde, nicht entscheidend aufgebrochen werden. Daneben folgte die Funktionsverdichtung in den DDR-Hochschulbauten der Idee effizienter Ablauforganisation, die sich aus dem Anspruch speiste, gesellschaftliche Ressourcen durch Nutzungsintensivierung optimal auszuschöpfen. Schließlich sollte insbesondere über die Verklammerung von Studien- und Freizeitbereich auch ein hohes Maß an sozialer Kontrolle ermöglicht werden.

Eines der frühen DDR-Campusprojekte war die Hochschule für Elektrotechnik (dann Technische Hochschule, heute TU) Ilmenau. Am Nordhang des Thüringer Waldes gelegen, leistete man sich dort eine ausgesprochen geringe Bebauungsdichte, als 1953 mit der Projektierung und 1956 mit der Bauausführung begonnen wurde: Bei einer Geländefläche von 476.000 m² sind nur 90.000 m² Nutzfläche. Eine Hochschule im Grünen entstand, deren locker bebauter Campus Fakultäts- und Lehrgebäude, die Zentralverwaltung, Mensen und Studentenwohnheime, Bibliotheken sowie das Hochschulsportzentrum beherbergt und daneben soziale und kulturelle Einrichtungen wie Arztpraxis, Kaufhalle, Ausstellungsräume, Tennisplätze integriert.²⁰

Ähnlich wie in Ilmenau, wo seit den 50er Jahren mit wechselnder Intensität bis in die 80er Jahre gebaut worden war, entstand auch das Bildungszentrum in Cottbus über verschiedene Etappen, die drei Jahrzehnte umfaßten. Die Hochschule für Elektrotechnik Ilmenau war die erste DDR-Baustelle, auf der die Großblockbauweise eingesetzt wurde, und das

²⁰ Wir danken Bernd Riese vom Dezernat Akademische und Rechtsangelegenheiten der TU Ilmenau für seine Auskünfte zur Bauentwicklung der Hochschule.

Bildungszentrum Cottbus mit der dortigen Hochschule für Bauwesen gehörte zu den ersten Hochschulanlagen, die in diversen Stahlbetonbauweisen errichtet wurden. In Cottbus ging die übliche Funktionsverdichtung einer Campusanlage auch noch über unmittelbar hochschulische Bezüge hinaus: Neben der Bau-, dann Ingenieurhochschule (1991 neugegründet, heute unter dem Namen Brandenburgische TU Cottbus firmierend) und den zugehörigen Einrichtungen wie Mensa, Bierkneipe, Wohnheimen und Sportanlagen residierten dort auch das Institut für Lehrerbildung, eine Kindergärtnerinnen- und eine Berufsschule, schließlich Kindergarten und Kinderkrippe sowie eine Poliklinik.

Derartige Bildungszentren galten im übrigen eine Zeitlang als moderne Funktionseinheiten, durch die sich Synergien erzeugen ließen. So war, um ein weiteres Beispiel zu nennen, ein ähnlicher Komplex Anfang der siebziger Jahre in Halle-Neustadt errichtet worden, wo eine Mischnutzung durch einen kleinen Bereich der halleschen Martin-Luther-Universität, Berufsschulen, eine Erweiterte Oberschule (Gymnasium), Lehrlingswohnheime und Sportanlagen realisiert wurde. Der Nachteil dieser meist nicht in zentraler städtischer Lage angesiedelten Bildungszentren bestand in der Separierung: Funktionen, die dort konzentriert waren, waren zugleich den Wohngebieten entzogen; eine organische Verklammerung der Lebensbereiche wurde aufgegeben.

3.2. *Studentenwohnheime*

Eine zentrale Rolle bei der Projektierung der Campusprojekte spielten Studentenwohnheime. An der Pädagogischen Hochschule Halle-Kröllwitz etwa wurden noch in den achtziger Jahren zusätzliche Wohnheime in Stahlbetonbauweise auf das Hochschulgelände gesetzt. In Ilmenau finden auch heute, 1998, noch 80 Prozent der Studierenden auf dem Campus Quartier. Zwischen 1960 und 1980 waren in der DDR insgesamt 20 Wohnheimkomplexe gebaut worden, davon 80 Prozent in unmittelbarer Nähe zur jeweiligen Hochschule.²¹ Doch auch darüber hinaus, d.h. an

²¹ Eberhard Krause/Heinz Berndt/Friedrich Richter: Studentenwohnheime in der DDR. Ihre funktionelle und bauliche Entwicklung, in: Institut für Hoch- und Fachschulbau an der TU Dresden (Hg.), Internationales Seminar "Studentenwohnheime – soziale Anforderungen und bauliche Lösungen" am 31.3.1981

hochschulabgelegeneren Standorten hatten fortdauernd neue Wohnheime errichtet werden müssen, um die Unterbringung der Studierenden abzusichern. Für eine Sozialgeschichte des Hochschulbaus (wie der Hochschulentwicklung) in der DDR ist mit den Wohnheimen jedenfalls ein zentrales Phänomen benannt, das aus der ehemaligen Bundesrepublik bspw. so nicht bekannt ist.

Studieren mit Wohnheimunterbringung war kennzeichnende Sozialerfahrung für die meisten Studentengenerationen der DDR. Seit den sechziger Jahren hatte das Leben im Wohnheim das traditionelle studentische Wohnen zur Untermiete sukzessive verdrängt. Auch der seit Beginn der achtziger Jahre zu verzeichnende Trend, in (zwar illegal, aber weithin unter städtischer Duldung bezogenen) sog. Abrißhäusern studentische Wohn- bzw. Hausgemeinschaften zu bilden, machte den Wohnheimen ihren Rang als unterdessen dominierende studentische Wohnform nicht streitig. Das Leben im Elternhaus – als vierte Wohnoption – schließlich war zunehmend dem Drang nach frühzeitiger Selbständigkeit gewichen, welche letztere wiederum durch schrittweise ausgeweitete Stipendienregelungen auch finanziell und durch die Wohnheime eben auch praktisch ermöglicht wurde.

Die Studentenwohnheime waren insoweit zu intensiv genutzten Angeboten geworden, in einem biographisch frühen Stadium elternunabhängig zu werden, ohne daß dies mit einer abrupten Adoleszenzverkürzung verbunden sein mußte: denn das Aufgeben der familialen Alltagsbindung war unmittelbar verbunden mit dem Neugewinn eines Netzes studentischer Sozialbindungen, die den Studienalltag und, über das Wohnheim, das Freizeitleben integrierten. 1983 wohnten ca. 75 Prozent aller Hochschulstudenten- und -studentinnen in Wohnheimen.²²

Zu einer Idealisierung der Wohnheime freilich besteht kein Anlaß. Zunächst ergab sich aus dem Umstand, daß in den siebziger Jahren die Studierendenzahlen in der DDR überproportional gestiegen waren, ein nie vollständig befriedigter Bedarf an Wohnheimplätzen. Ein wesentlicher Teil der Wohnheimplatznachfrage resultierte zudem daraus, daß durch Fächerkonzentrationen im Zuge der III. Hochschulreform 1968ff. zahlrei-

an der Karl-Marx-Universität Leipzig. Referate (=Schriftenreihe Hoch- und Fachschulbau Bd. 22), Dresden 1982, S. 81-100, hier 85.

²² Friedrich Richter: Wohnheime an Hoch- und Fachschulen. Grundlagen für die Investitionsvorbereitung und Projektierung (=Schriftenreihe Hoch- und Fachschulbau Bd. 25), Dresden 1983, S. 1.

che Fächer nicht mehr in Elternwohnort-Nähe studierbar waren, da sie nur noch an ein oder zwei Hochschulen landesweit angeboten wurden: Ein Teil der studentischen Mobilität mag auf diese Weise auch erzwungen gewesen sein, ohne im Einzelfall unbedingt individuellen Bedürfnissen zu entsprechen. Für die Wohnheime ergaben sich aus der kapazitätsüberschreitenden Nachfrage beträchtliche Einschränkungen des Wohnkomforts, die den ursprünglichen Projektierungsintentionen erheblich widersprachen; denn der gesetzliche Anspruch auf einen Wohnheimplatz erzwang eine Bewältigung der Unterbringungsquantitäten zulasten der Qualität.

Eine zeitgenössische Studie hatte die Entwicklung des DDR-Studentenwohnheimbaus in folgender Weise beschrieben:

"Die erste Generation... war durch konsequente Geschlechtertrennung gekennzeichnet. Die Wohngeschosse bestehen hier aus meist gleichgroßen Wohn-Schlafräumen, denen im Geschoß zentrale Sanitärräume..., Teeküche und Klubraum zugeordnet wurden.

Die zweite Generation wurde in Auswertung internationaler Erfahrungen der 60er Jahre... entwickelt und in großem Umfang gebaut. Die Funktionsstruktur der Wohngeschosse, die sich aus Wohngruppen für jeweils 10 Wohnheimplätze aufbaut, ermöglichte eine Belegung der Studentenwohnheime nach pädagogischen Prinzipien (z.B. sektionsweise Belegung). Der 'Zehnergruppe', die aus vier Wohn-Schlafräumen (zwei Zweibett- und zwei Dreibettzimmern) besteht, ist dezentral ein Sanitärbereich... zugeordnet. In der Wohnsektion wurden Teeküche, Gemeinschaftsraum, Putz- und Abstellraum zentral vorgesehen. Diese Wohnheime sind flexibler nutzbar als die der ersten Generation. Sie genügen jedoch den gegenwärtigen und künftigen Anforderungen nicht mehr.

Eine dritte Generation von Wohnheimen wird erforderlich, um den veränderten Anforderungen... und der... veränderten Altersstruktur der Studierenden gerecht zu werden. Durch die veränderte Altersstruktur der Studierenden, sowie durch sozialpolitische Maßnahmen zur Förderung junger Ehen bis zum 26. Lebensjahr und zur Stimulierung des Geburtenzuwachses, ergaben sich Veränderungen der sozialen Stellung der Studierenden, die Veränderungen der Wohnbedürfnisse zur Folge haben. Gegenwärtig sind ca. 50 Prozent mehr Studentenehepaare in Wohnheimen unterzubringen als 1975. Fast alle Studentenehepaare (98,5 Prozent) haben ein Kind... Der Anteil der [alleinerziehenden, G./P.] Studentinnen mit einem Kind ist um etwa 60 Prozent angewachsen. [...] Der Trend beim Bau von Studentenwohnheimen... geht im Wohn-Schlaf-Arbeitsbereich zum Apartmenttyp über. Mit kleineren komplettierten Einheiten können die unterschiedlichen Nutzeranforderungen erfüllt, differenzierte Wohnbedürfnisse befriedigt sowie Ordnung und Sicherheit im Wohnheim verbessert werden.

Die Funktionsstruktur der dritten Generation von Wohnheimen... baut auf dem Gruppenappartement mit zwei bis drei Wohn-Schlafräumen auf, denen funktionell bedingte Nebenräume... und eine Kleinstküche vorgelagert sind."²³

²³ Ebd.

Die derart beschriebenen ursprünglichen Ansprüche der Planer und Architekten mußten dann jedoch vielfach daran scheitern, daß die zur Verfügung stehenden Ressourcen den quantitativen Unterbringungsanforderungen permanent unterlegen waren. Infolgedessen waren die Wohnheime zu einem großen Teil chronisch überbelegt. Aus Zweibett- wurden Dreibett-Zimmer, in für drei Personen projektierten Räumen mußten dann vier Studierende ihre Herberge finden; ursprünglich für Klubzwecke ausgewiesene Zimmer wurden mit Betten und Schränken bestückt. Die Übernutzung der Funktionsräume – Küchen, Sanitärbereich – war in der Folge eine weitere problematische Konsequenz.

Nicht außer acht gelassen werden kann schließlich, daß der studentische Gewinn an Selbständigkeit durch Loslösung vom Elternhaus eingetauscht wurde gegen eine soziale Kontrolle im Wohnheim, die politisch durchformt war. Das begann bereits bei der Wohnheimplatzvergabe: diese erfolgte zentral, die Belegung der Häuser, teils gar der Zimmer erfolgte ohne Berücksichtigung individueller Wünsche der BewohnerInnen. Vor allem aber reichte, indem der Studien- und der Freizeitbereich qua Wohnheim integriert waren, der Arm von FDJ- und Sektionsleitungen auch in das studentische Privatleben. So sind hier etwa die bis 1989 anhaltenden Auseinandersetzungen zwischen den studentischen Heimkomitees – einer Art Wohnheimselbstverwaltung mit allerdings sehr beschränkten Befugnissen – und den Funktionsträgern der jeweiligen Hochschule um die (Nicht-)Möglichkeit, im Studentenwohnheim ARD und ZDF empfangen zu können, ein sinnfälliges Beispiel: Leben im Wohnheim bedeutete auch die permanente Konfrontation mit kleinlichen Bevormundungen.

Eine produktive Nachwirkung der durch das Leben im Wohnheim geprägten studentischen Alltagskultur hat sich indes über das Ende der DDR und über den Wechsel von der letzten DDR-Studentengeneration zu den ersten 'gesamtdeutschen' Generationen hinweg erhalten: Es ist dies die Studentenklub-Kultur – ein Phänomen, das ohne die Wohnheime so flächendeckend, wie es auch heute noch weithin anzutreffen ist, kaum denkbar gewesen wäre. Sowohl die Bereitstellung extra ausgewiesener Räumlichkeiten in den Studentenwohnheimen wie die räumliche Konzentration der Studierenden dortselbst waren (und sind) die wesentlichen Voraussetzungen, um eine dezentrale Klublandschaft an den meisten ostdeutschen Hochschulstandorten entstehen und fortexistieren zu lassen.

Im Unterschied zu sonstigen Hochschulbauten sollten die Studentenwohnheime der DDR nur einigermaßen ‘nett’ sein (was sie dann durch die Überbelegung nicht einlösen konnten); besondere Ansprüche an originelle architektonische Gestaltungen wurden hier nicht gestellt. Anders war dies bei den baulichen Inszenierungen, mit denen sich in der öffentlichen Wahrnehmung die Kernprozesse von Forschung und Lehre verbanden. Ihnen galt eine gleichsam architekturpolitische Aufmerksamkeit. Bei der Betrachtung der Ergebnisse wird jede Bewertung der gefundenen Lösungen mindestens berücksichtigen müssen,

- daß es sich vielfach um Kompromisse zwischen Ansprüchen der Architekten und der Auftraggeber handelte, die zudem oftmals in politisch aufgeladenen Auseinandersetzungen entstanden;²⁴
- daß manches Gestaltungselement seinerzeit international als modern und sozialverträglich galt – etwa fensterlose Räume oder nackter Beton;
- daß den architektonischen Inszenierungsabsichten schon dadurch deutliche Grenzen gesetzt waren, daß der Hochschulbau auch in anderen Bereichen bestehende Defizite zu berücksichtigen und z.T. auszugleichen hatte, bspw. und insbesondere im Gesundheitswesen, woraus sich die zentrale Stellung des medizinischen Hochschulbaus in der DDR begründete;²⁵
- schließlich wird zu berücksichtigen sein, daß der Entwurf immer das eine war, die Aufnahme des jeweiligen Projekts in die Bilanzierung und die Bauausführung unter DDR-Bedingungen das andere:

*“Auf allen Ebenen der Bilanzierung fand ein rigoroses und listenreiches Gerangel um Bauanteile in der Bilanz statt. Keine Bilanz war stabil. Dringende Erfordernisse der Volkswirtschaft, elementare Notwendigkeiten des realen täglichen Lebens, subjektive oft ehrgeizige Pläne einflußreicher Partei-, Staats- und Wirtschaftsfunktionäre auf allen Ebenen sowie nicht ausreichende Materialressourcen führten immer wieder zu Bilanzveränderungen”.*²⁶

²⁴ Ein Beispiel schildert Hiltrud Ebert in diesem Band: Der Erweiterungsbau der Kunsthochschule Berlin-Weißensee.

²⁵ Siehe dazu den Artikel von Peter Korneli/Dietrich Gläser: Medizinischer Hochschulbau in der DDR, daneben auch die Beiträge von Peter Korneli/Geerd Dellas sowie Hans-Joachim Hicke, in diesem Band.

²⁶ H.-J. Krehl und Autorengemeinschaft: Wohnbausubstanz und Wohnbaubedarf in der DDR. Zustand, Erfahrungs- und Erneuerungserfordernisse städtischer Bausubstanz, vor allem der Wohngebäude in der DDR, Bremerhaven

Manches Problem, mit dem sich die heutigen Nutzer der überkommenen DDR-Hochschulbauten herumzuplagen haben,²⁷ wurzelt bereits in diesen Rahmenbedingungen des Bauens in der DDR.²⁸

4.

DDR-Hochschularchitektur: Botschaft durch Bekunstung

Auf der Ebene der symbolischen Formensprache der Bauwerke, also einer auch schon äußerlich entzifferbaren Botschaft von “sozialistischem Forschen, Lehren und Lernen”, war die Forderung nach einem originär sozialistischen Hochschulbau ganz offensichtlich nicht so leicht umsetzbar. In den frühen fünfziger Jahren griff man daher anfangs auch hier – in Ermangelung eines eigenen, innovativen Formenkonzepts – auf die nationalen Bautraditionen zurück. Ebenso wie in anderen städtebaulichen Sektoren sollte im Hochschulbau ein monumentaler Baustil in klassischer Manier zweierlei leisten: sowohl an das humanistische Erbe anknüpfen als auch ein “nationales Selbstbewußtsein” des neuen Gemeinwesens und seiner heranzubildenden intellektuellen Elite ausdrücken. Als Beispiel für solche Versuche läßt sich die Leipziger Hochschule für Körperkultur (DHfK) nennen: Sie zählte zu den sogenannten “Leitbauten”, mit denen der neue, sozialistisch-realistische Architekturstil gleichsam archetypisch vorgeführt werden sollte.²⁹

Simone Hain sieht in den architektonischen Zeugnissen dieser Phase zunächst, ”neben einer Gruppe, die eindeutig der Heimatschutz-Stilistik und konventionellen Grundrißschemen verpflichtet war, das ganze Di-

1990, S. 9. Siehe hierzu auch das Interview mit Ulf Zimmermann: Mensabauten, in diesem Band.

²⁷ Siehe z.B. den Beitrag von Valentin Hammerschmidt: Die Gebäude der Hochschule für Verkehrswesen in Dresden und ihre Weiternutzung durch die Hochschule für Technik und Wirtschaft, in diesem Band.

²⁸ Vgl. auch Rudolf Rothe/Rainer Schmidt: Baubestand der Hochschulen in der DDR. Statistischer Überblick, Hannover 1990; desweiteren den Beitrag von Manfred Rücker: Das Institut für Hoch- und Fachschulbau. Entwicklung, Aufgaben, Leistungen und Abwicklung, sowie das Interview mit Hans-Joachim Hicke: Hochschulbau in der DDR. Administration und Entscheidungswege, in diesem Band.

²⁹ Siehe dazu den Beitrag von Ulrich Hartung: Hochschulbauten der DDR in den fünfziger Jahren, in diesem Band.

lemma der ästhetischen Doktrinierung der ersten Hälfte der fünfziger Jahre“:

„Während man in dieser Zeit selten souveräne und entwerferisch freie Lösungen findet, überwiegt bei funktionaler, also durchaus moderner Grundrißdisposition im Aufriß und in der Baukörpergestaltung eine gewollt solide und letztlich banale Stofflichkeit, die man wohl am treffendsten als ‘verleidete Moderne’ bezeichnen könnte. Noch erkennt man die großartige Geste und den sehnsüchtigen Wunsch nach einem gestalterischen Höhenflug, doch ist statt Spannung Beruhigung, statt Kontrast Gleichschaltung, statt Spiel Disziplinierung eingetreten. Aus diesem Befund treten lediglich einige zentral mit besonderer Aufmerksamkeit bedachte Vorhaben heraus, die – wie die Hochschule für Körperkultur oder die Hochschule für Planökonomie – stilistische Highlights der Periode der ‘nationalen Traditionen’ darstellen. Erst nach 1956 und hier zuerst in Dresden (Institut für Arbeitsökonomie) wandelt sich die Anmutungsqualität der Hochschulbauten hin zu einem teilweise ausgesucht noblen modernen Rationalismus.“³⁰

Das eigentliche Ziel war damit freilich noch nicht erreicht und sollte auch im weiteren nicht erreicht werden; gleichwohl wurde es als Zielstellung sozialistischen Bauens bis zum Schluß – trotz ökonomischer Zwänge zu pragmatischen Lösungen und Mangel an originellen Ideen zur Umsetzung dieses Anspruchs – nicht wirklich aufgegeben: Doch eine Vermittlung sozialistischer Botschaften gelang auch beim Hochschulbau letztlich nicht auf der Ebene architektonischer Stilmittel.

Es gab allerdings einen Ausweg: Versucht wurde, die Idee propagandistischer Indienstnahme der Hochschulbauten für die Verbreitung sozialistischer Ideen über eine Synthese von international üblicher moderner, rein funktionaler Architektur einerseits und bildender Kunst andererseits zu realisieren. Als ein gangbarer Weg dazu erschien schließlich die Signierung der Hochschulbauten als originär sozialistische Architektur durch eine ‘Beschriftung’ mittels Kunstwerken, vor allem solcher der sozialistisch-realistischen Stilrichtung.

Architekturbezogene Kunst – über deren gesellschaftspolitische und künstlerische Zielstellungen wie ästhetisch-praktische Ausformung es seit Mitte der siebziger Jahre intensive theoretische Debatten gab – versuchte, das Scheitern des Konzeptes eines sozialistischen Architekturstils aufzufangen. “In dem Moment, wo Gewünschtes und Wirklichkeit unüberbrückbar auseinanderzuklaffen begannen, also spätestens seit dem Ende der sechziger Jahre, warf sich architekturbezogene Kunst in die Bre-

³⁰ Simone Hain: Das Jacob-Filter-Syndrom. Bemerkungen zu einer Sozialgeschichte des Studierens in der DDR, Berlin 1997, S. 5, unveröff.

sche.”³¹ Das Relief “Karl Marx und das revolutionäre weltverändernde Wesen seiner Lehre” von Klaus Schwabe, Frank Ruddigkeit und Rolf Kuhrt über dem Portal,³² Werner Tübkes Monumentalgemälde zum Thema “Arbeiterklasse und Intelligenz” im Hauptgebäude³³ und Hartwig Ebersbachs Installation “Antiimperialistische Solidarität” im Hörsaalgebäude³⁴ der Leipziger Universität: Sie können hier stellvertretend genannt werden für zahlreiche allemal gelungenen Versuche, die zugeschriebene sozialistische Identität eines Hochschulbauwerkes auf eine sinnlich auch wahrnehmbare Ebene zu heben. Daß es dabei, wie bei Tübke und Ebersbach eindrücklich zu entdecken, jede Menge semisubversiven Unterlaufens des im Werktitel formulierten politischen Auftrags gab – dies freilich konnte sich nur dem erschließen, der die Sinnschichten der Werke zunächst zu unterscheiden und sie alsdann zu decodieren vermochte.

Insgesamt sind die “Wände der Verheißung” (Guth) ihrer Aufgabe, Bauwerke als solche eines sich sozialistisch definierenden Gemeinwesens auszuweisen, durchaus gerecht geworden.³⁵ Daß diese Intention der politischen und künstlerischen Elite auch verstanden wurde, davon legten nicht zuletzt die Versuche der Bilderstürmerei, die Forderungen nach Depotverbannung der alten DDR-Symbole an Hochschulbauten nach dem Zusammenbruch der DDR Zeugnis ab.³⁶ Waren es anfangs, in der ersten

³¹ Guth, a.a.O., S. 385.

³² Siehe dazu den Beitrag von Hubertus Adam: Zeichen der Universität oder platzbeherrschendes Monument? Zur Planungs- und Entstehungsgeschichte des Leipziger Universitätsreliefs, in diesem Band.

³³ Vgl. Eduard Beaucamp: Werner Tübke – Arbeiterklasse und Intelligenz. Eine zeitgenössische Erprobung der Geschichte, Frankfurt a.M. 1985.

³⁴ Siehe dazu das Interview mit Hartwig Ebersbach/Rainer Behrends: “Die Fledermaus” oder “Antiimperialistische Solidarität” aus der Perspektive des Blochschen Prinzip Hoffnung, in diesem Band.

³⁵ Zu “Wänden der Verheißung” an den Hochschulen siehe die Beiträge von Martin Schönfeld: Erziehungsbilder. Wandmalereien an Hochschulen der DDR diesseits und jenseits der Staatsbürgerkunde, und Jörn Schüttrumpf: Zweierlei Maß. Kunst am Bogensee, in diesem Band.

³⁶ Siehe dazu den Beitrag von Peer Pasternack: Intransparenz & Konfliktkarriere. Wie der Universität Leipzig nach dem Ende der DDR ihr Hochhaus abhanden kam, in diesem Band, sowie Hubertus Adam: “Unsere Gesellschaft bedarf der monumentalen Darstellung ihrer großen revolutionären Inhalte”. Eine Idee und ihr Scheitern - Anmerkungen zum Leipziger Universitätsrelief, in: Thomas Topfstedt/Pit Lehmann (Hg.), Der Leipziger Augustusplatz. Funktionen und Gestaltwandel eines Großstadtplatzes, Leipzig 1994, S. 87-104, hier 98-100.

Hälfte der neunziger Jahre, nicht zuletzt finanzielle Gründe, die spontane Entsorgungen – etwa des Leipziger Karl-Marx-Reliefs – verhinderten, so ist unterdessen mehr Gelassenheit eingekehrt. Die Symbole des vergangenen Systems werden als zeitgeschichtliche Zeugnisse und in ihrem künstlerischen Eigenwert, der politische Ordnungen zu überdauern vermag, wahrnehmbar: So ist das Relief am Leipziger Universitätshauptgebäude 1998 zentraler Bestandteil einer Stahlinstallation³⁷ geworden, die in stilisierter Weise die Umrisse der dreißig Jahre zuvor gesprengten Universitätskirche³⁸ nachbildet.

Mithin: Die Baubeschriftungen, die in der DDR unter der Hand des Künstlers oftmals zu mehrschichtigen Kommentaren erweitert worden waren, lassen sich nun ihrerseits artefaktisch kommentieren. Ob sich die Botschaften mit dem ursprünglich auftragserteilenden System erledigt haben, kann derart geprüft werden. Das scheint zumindest eher eine produktive Verarbeitung der DDR-Erfahrungen zu sein als die stillschweigende Entsorgung, die niemand bemerkt, oder die Entsorgung mit großer öffentlicher Geste, die für den Augenblick wirkt, und nur für diesen.

³⁷ von Axel Guhlmann

³⁸ Siehe dazu den Beitrag von Katrin Löffler: Der Entscheidungsprozeß für die Sprengung der historischen Universitätsgebäude in Leipzig, in diesem Band.